



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 56.

Montag, 8. März

1926.

Flammen.

Roman von Hans Schulze.

(Nachdruck verboten.)

(31. Fortsetzung.)

Der Chauffeur wandte den Kopf.
„Wir fahren gerade in das Gewitter hinein!“
Graf Eickstedt nickte gleichgültig.
„Nehmen Sie die dritte Geschwindigkeit!“
Wie ein abgeschossener Pfeil schoß der Wagen durch den tobenden Kampf der Elemente.

Der Regen tauchte in dicken Strömen fast lotrecht herab, daß sich die ganze Straße in wenigen Augenblicken in ein zähes Schlamm-Neer verwandelte.

Endlose Donner rollten über den nachtschwarzen Himmel, die Blitze lohten in fernhin gleißendem Reflex wie die Breitseiten eines Gespensterschiffes.

Der Walb stöhnte, Äste trachten.

Wie ein rasender Riese stampfte das zerstörende Wetter einher, der sich in wahn sinniger Vernichtungswut durch den hohen Kiefernhorst seine Gassen hieb.

Graf Eickstedt hatte beide Hände tief in das Leder des Rücksitzes gegraben.

Der Wind riß ihm fast den Atem vom Munde, seine Augen brannten, er fühlte sich bis auf die Haut durchnäßt.

Doch er achtete all dessen nicht.

Ihm war's auf einmal, als weite sich ihm die Brust in diesem sinnbetäubenden Jagen, als fänke etwas Schweres, kaum mehr Ertragbares von ihm, das seine Seele wie ein ershidender Reif umspannt gehalten hatte.

Und immer noch wuchs die Schnelligkeit der Maschine, schoß der Wagen in langen, eisenklirrenden Sägen durch hochaußspritzende Wasserlachen als ob es einem Wettlauf gelte mit dem tausenden Flug der Gewitterwolken.

Jetzt glitt das Auto wieder zum Walde hinaus.

Die Straße sank in eine tiefeingesattelte Tal Schlucht. Die Bremsen zogen an, daß der Gleitkurs Flammen zu sprühen schien.

Der offene Auspuff trommelte wie ein Schnellfeuergeschütz.

Auf dem Hügelande zur Rechten tauchte das scharf umrissene Schattenbild einer Windmühle auf; ihre weitflaffenden Flügel griffen wie geistesförmige Fänge in die massiggeballten Wolkenzüge.

Eine Dorfstraße flog vorbei.

Dann öffnete sich wieder das ebene Land, schwarz, unabsehbar, wie erdrückt von der tiefen, sternenlosen Nacht. Nur in der Richtung von Greifenberg stand eine grelle, unerbittliche Helle, die ein tödliches Raubtierauge durch die drohende Finsternis hinüberzuckte.

Der Graf fuhr auf.

„Es brennt dah im!“ sagte er tonlos.

Eine Viertelstunde später hielt der Wagen am Eingang des Gutshofes.

Trotz des strömenden Regens brannte die große Getreidescheune, auf deren Kornboden noch ein Teil der vorjährigen Ernte lagerte, wie ein lohendes Fanal.

Zuweilen trat der hohe, steile Giebel mit seinem weißglühenden Sparrengerippe in kaum geahnten Umrissen aus den lodern den Flammen heraus, um dann im nächsten Augenblick in einem wogenden Feuermeer wieder vollständig unterzugehen.

Quer über die ganze Seite des Hofes segte ein unab-

lässiger Funkenhauer und beschloß die gegenüberliegenden Ställe.

Darüber lastete eine mächtige, schwarze Qualmwolke wie eine zweite Gewitternacht, in die brennende Strohsegen und Garbenbündel gleich riesigen Kasketen zischend hineinwirbelten.

Eine dichte Menschenmenge stieß und drängte sich mit Geheul und wüsten Bewegungen um den zweiten Hühnering, den sich die Glut geschaffen hatte. Allenthalben ein Rennen und ein Laufen, ein Rufen und Schreien, Rauch, Feuer, Verwirrung.

Ein Schaf blökte und lief wie toll im Kreise umher, dahinter ein losgerissenes Pferd mit langschleifenden Stränge.

Männer schleppten allerlei Hausrat aus den Knechtstammern des Deutehauses.

Eine alte Bettstelle stand mitten auf dem Wege.

Ballen von Wollzeug waren darauf geschichtet mit elendem geretteten Plunder, und ganz zu oberst lag ein umgestürzter Kistig, in dem ein Bögelschen ängstlich herumflatterte.

Graf Eickstedt sprang aus dem Wagen und drängte sich zur Gutsfeuerwehr hindurch, die in Rauch und Gluthauch fieberhaft arbeitete.

In ununterbrochener Folge jagten Feuerkernen von der Brandstätte zum Parkteich und dann wieder zur Scheune zurück mit dumpfem Gepolter und hochaußspritzendem Wasserüberschuß.

Jetzt erst bemerkte er den alten Amtmann Warkentin.

Barhäuptig stand er auf einem Leiterwagen.

Sein weißes Haar wehte im Winde.

Seine Bärenstimme beherrschte in dröhnenden Befehlen den ganzen weiten Platz.

Neben ihm an der Wagendeichsel lehnte die Baronin Löhna und sprach tröstend auf eine Schar von Kindern und Tagelöhnerfrauen ein, die sich jammernd und weinend um sie gesammelt hatte.

Da drängten die Massen auf einmal wild zurück.

Das brennende Strohdach der Scheune war heruntergeschossen und umgab die starrenden Mauerruinen wie ein riesiger Flammenwall.

„Das Deutehaus!“ schrie plötzlich jemand aus dem dichten Menschenmüel.

Unwillkürlich sah alles nach dem alten Gebäude hinüber.

Eine kleine blaue Flamme lief wie mit hurtigen Füßen blitzschnell über den Rand des hohen Giebels.

Dann leckten auf einmal gierige rote Zungen allenthalben zu den Rufen heraus.

Ein paar Herzschnägel später brannte der ganze Dachstuhl lichterloh.

In diesem Augenblick rasselte ein langer Wagenzug zum Gutshof herein.

Beckfadeln lohten, Helme blinkten, eine Glode gestellte schaurig durchbringend.

Voran auf dampfendem Gaul ein Reiter, ohne Hut, mit wirrem Haar, über und über mit Rot bespritzt.

„Ich bringe Ihnen die Pahlowitzer Dorfwehr, Herr Graf!“

Ein kurzer, kräftiger Händedruck.

„Ich danke Ihnen, Herr von Alleben! Hüte tut not!“
Alleben richtete sich höher in den Bügeln empor.
„Hierher, die Pahlowitzer Mannschaft,“ klang sein helles befehlsgewohntes Organ.

Ein Flugfeuer sprühender Funken stob über ihn hinweg, daß das Pferd zurückhufte und die Menge kreischend auseinanderwich.

Der Spritzenwagen wurde herangeholt.

Fünzig Hände griffen gleichzeitig zu.

Und dann brach ein mächtiger Wasserstrahl in den Brandherd des Daches hinein, daß sich das Feuer auf einmal bang zusammenzubucken schien und dicke Dampfwolken zum Himmel emporschlugen.

Mit starren Augen sah Graf Egidstedt auf das gewaltige Bild des entsetzten Elements.

Eine große Unruhe war auf einmal über ihn gekommen und zugleich damit eine seltsame Empfindung, als ob dies Feuer zu seinem Schicksal gehörte und in diesem Glutkern die Entscheidung seines ganzen Lebens lag.

Und immer weiter glitt das Licht der Brandstätte über Stallungen und Scheunen hinweg bis zum Schloß hinüber, das jetzt blendendweiß wie ein schimmerndes Märchenbild aus dem Nachtdunkel des Parkes heraustrat.

Da klang auf einmal ein klägliches Laut durch das Knistern der Flammen wie ein leises Kinderweinen.

Der Graf zuckte zusammen.

War das wirklich ein Kind, das da schrie?

Ein vergessenes Kind in dem brennenden Hause?

Unwillkürlich packte er Allebens Arm.

„Herr von Alleben, hören Sie nichts?“

Und dann kreischte plötzlich eine Weiberstimme in gellenden, marterschütternden Tönen:

„Um Jesu Barmherzigkeit willen! Die Diefel verbrennt, mein Schwesternkind!“

Auf einmal war es totenstill.

Die Stille der Erstarrung, herzlähmende Angst.

Wie eine steinerne Mauer standen die Menschen um das Haus.

„Ein Kind, das drinnen lebendig verbrennen mußte!“

Die Baronin hatte sich krampfhaft an die Wagenbeischel geklammert.

In ihren Schläfen hämmerte es dumpf, ein würgendes Entsetzen schnürte ihr fast die Kehle zu.

Nur irgend etwas tun in dieser furchtbaren Stille, die das Blut erstarren machte.

„Wo ist das Kind?“ fragte jetzt eine wohlvertraute geliebte Stimme klar und ruhig durch das zitternde Schweigen.

„Im ersten Stod! Die Kammer an der Treppe!“

Mit einem prüfenden Blick maß Alleben die Haustür, aus der bereits ein grauweißer Rauch langsam hervorquoll.

„Ich hole die Kleine!“ sagte er einfach.

Doch der Graf vertrat ihm den Weg.

„Da komme ich zuerst, Herr von Alleben! Auch finden Sie die Kammer nicht. Das Haus ist ganz verbaut und winzig!“

Dann holte er noch einmal tief Atem und riß die Tür weit auf.

Eine sengende Hitze schlug ihm entgegen, der scharfe Qualmgeruch verbrannten Holzes benahm ihm sofort die Luft. Links neben der Treppe war ein Teil der Zwischenwand bereits eingestürzt.

Ein großes Loch glühte oben in der Decke.

Jetzt hatte er die Kammer erreicht und sprengte mit einem einzigen Fußtritt die morsiche Tür.

Der helle Flammenschein lag in den niedrigen Fenstern und beleuchtete ein armseliges Leutebett, in dem ein kleines blondes Mädchen verängstigt herumkroch.

Mit einem raschen Griff riß er das Kind heraus und sprang wieder zur Tür.

Das Treppenhaus war jetzt vollständig verqualmt.

Kleine Flämmchen schossen an den Wänden entlang und züngelten um die Geländerpfiler.

Aus dem Loch in der Decke löste sich ein schweres Stück Mörtelwerk und schlug ihm wuchtig auf den Kopf.

Etwas Warmes rieselte ihm über die Stirn.

Da biß er die Zähne zusammen und stürmte mit der Kraft der Verzweiflung durch Rauch und Flammen wieder die Treppe hinab.

Nur Luft, nur Freiheit zum Atmen. Taumelnd stürzte er gegen einen der schwelenden Türpfosten.

Das Kind schrie auf und krallte sich fester in seinen Rod. Da schon ergriffen ihn kräftige Fäuste und rissen ihn ganz ins Freie.

Noch einmal sah er das Bild des brennenden Hauses, über dem jetzt trachend und prasselnd der Dachstuhl zusammenbrach.

22. Kapitel.

Agel von Lessor hatte Hella von der Insel nach Schloß Pahlowitz hinübergerudert und war dann gleich nach dem Dorfe weitergefahren.

Im Krug brannte noch Licht.

Eine halbblinde Öllampe schwelte durch die Stidluft des öden Gastzimmers.

Die Kinder des Wirtes hockten auf der Tonbant am Schenktisch unter den verräucherten Bildern voller Fliegenschmutz.

Die halbwüchsige Tochter stichelte über einer Stiderei.

Daneben der Flachskopf ihres fünfjährigen, kleinen Brüderchens, der die Wiege mit dem leise trahlenden Jüngsten an einem langen Wiegeband in unregelmäßiger schaukelnder Bewegung hielt.

„Wir warten noch auf Vater!“ berichtete das Mädchen mit altkluger Wichtigkeit. „Er ist mit der Feuerwehr nach Greifenhagen. Der Blitz hat auf dem Gut des Herrn Grafen eingeschlagen!“

Agel ging die schmale Stiege zum Oberstod hinauf und trat in das kleine Zimmerchen, das er sich für seine letzte Nacht in Pahlowitz bestellt hatte.

Die Fenster standen weit geöffnet.

Ein lauer Luftzug kam von der einsamen Dorfstraße herein, daß die Kerze auf dem wackligen, alten Nachttischchen unsicher aufladerte.

Das Mondlicht lag mit tiefschwarzen Schlagseiten in den Kastanien des Pfarrhofs.

Dahinter ragte der Turm der Kirche wie ein mahnend erhobener Finger still und weiß in den dunklen Himmel.

(Fortsetzung folgt.)

Mein Unglückstag.

Von Arthur Hoffmann.

Sie mögen das nun glauben oder nicht, ich habe es ausprobiert und es stimmt: alle fünf bis sechs Wochen habe ich meinen Unglückstag. Dann geht mir alles quer, und wenn ich es noch so behutsam und überlegend anfasse. An einem solchen Tage kann es mir passieren, daß ich auf einem Sonnenfeld am Boden ausrutsche oder im Dampfbad erstickere.

Der letzte Mittwoch war wieder solch ein Unglückstag für mich. Als ich morgens aufstand, trat ich mir das Uhrglas in den Fuß und die Zigarren im Etui kaputt. Meine Frau behauptete, das käme daher, weil ich Diensttags Regelmäßig hätte. Aber ich weiß das besser. Es hängt irgendwie mit dem Stand des Mondes und der Gestirne zusammen. Ich weiß nur noch nicht wie.

Also am letzten Mittwoch fing's mit dem Uhrglas und den Zigarren an. Dann sah ich, daß in meine Hölse ein Loch gebrannt war. Dies Loch war am Abend vorher bestimmt noch nicht da. Man kennt doch seine Hölse. Aber wie Frauen sind: Ich hätte es mir auf der Regalbahn hineingebrannt, das sei doch klar. Als ob es keine andere Möglichkeiten gebe. Es existieren unendlich viele Beziehungen im Kosmos, die noch der Aufklärung harren; von einer Anzahl von ihnen haben wir ganz gewiß überhaupt nicht einmal eine Ahnung. Wer will kühnlich behaupten, es existierten zwischen meinem Unglückstag bezw. dem Stand des Mondes und der Gestirne und dem Loch in meiner Hölse keine Beziehungen? Vermag jemand den exakten Nachweis dafür zu erbringen? Wissenschaftlich belegt? Nein, sage ich, das kann niemand, der wirklich ernsthaft an das Problem herantritt und es nicht einfach mit einer Handbewegung abtut.

Gewiß, ich gebe zu, die Wahrscheinlichkeit, daß ein Funken meiner oder eines Regalbruders Zigarre das Loch verursacht hat, ist vorhanden. Aber was tue ich mit Wahrscheinlichkeit, wenn ich den Dingen auf den Grund gehen will? Wie wenig Verlaß auf die Wahrscheinlichkeit ist, konnte ich übrigens meiner Frau sofort an einem schlagenden Beispiel beweisen. Wahrscheinlich, sogar sehr wahrscheinlich war es, daß ich meinen Spazierstock mit der silbernen Krücke auf der Regalbahn vergaß hatte. Aber er war nicht da, wie sich bei telefonischer Anfrage herausstellte. Kein Atom

von ihm war da. Na also! Bleibt mir bei solchen Problemen mit der Wahrscheinlichkeit vom Leibe. Daran klammern sich Laien. Es hat schon seine Richtigkeit mit dem Unglückstag.

Aber schreiten wir in diesen Unglückstag weiter hinein. Sonst nehme ich regelmäßig selbst die Post in Empfang. Heute tat's ausnahmsweise meine Frau. Und just heute ist eine Mahnung des Blumenhändlers wegen der Topfpflanze dabei, die ich vor einem halben Jahr meiner Frau zum Geburtstag geschenkt habe. Dieser Blumenhändler ist ein Idiot. Der kann lange warten, bis er mir noch einmal ein Geburtstagsgeschenk für meine Frau kreditieren darf. Da kenne ich doch koulantere Konkurrenten, die sich direkt ein diebisches Vergnügen daraus machen, noch länger auf ihr Geld zu warten. Ich mußte selbstredend den Unverstand des Blumenhändlers ausbaden, zumal der angemahnte Betrag schon längst unter Ausgaben verbucht stand. Darauf nimmt so ein Idiot natürlich keine Rücksicht. Das hat man davon, wenn man seiner Frau gegenüber galant ist und, um die Galanterie nachdrücklicher zu gestalten, auch noch einen höheren Betrag verbucht, als man ausgegeben hat. Weshalb muß eine Frau aber auch Geburtstag haben? Das sollte man ihr rechtzeitig abgewöhnen.

Als der Geldbriefträger auch noch kam, simulierte ich einen Ohnmachtsanfall. Denn daß er an meinem Unglückstag nicht erschien, um mir das große Los auszubezahlen, hatte ich gleich weg, besonders weil ich gar nicht in der Lotterie spiele. Er brachte denn auch das Gegenteil, nämlich einen Postauftrag wegen der letzten Zigarrenlieferung. Brauche ich in Hinsicht auf meinen Unglückstag noch hervorzubeben, daß auch dieser Betrag schon in den Ausgaben verbucht stand? Wenn ich nicht so intensiv mit meiner Ohnmacht beschäftigt gewesen wäre, hätte ich mit dem Geldbriefträger einige freundliche Worte gewechselt. So kam er mit heißen Knochen davon.

Ist es nicht unerhört, daß eine Behörde sich dazu hergibt, einem solche Angelegenheiten zu bereiten? Gegen so etwas sollten sich alle rechtlich denkenden Bürger einmütig zusammenschließen und auf Abhilfe drängen. Wo bleibt da das vielgepriesene soziale Verständnis der Behörde?

Infolge der Mahnung des Blumenhändlers und des Postauftrages hatte ich Qualm in der Küche. Ich entledigte mich deshalb schleunigst meiner Ohnmacht und gewann das Freie. Um mich wegen des Postauftrages zu rächen, ging ich zum Postamt und fragte am Schalter, was ein dringendes Telegramm nach Bab el Mandeb koste. Der Beamte wollte wissen, wo Bab el Mandeb liege. Ich antwortete ihm, das sei mir nicht bekannt und mir auch vollständig gleichgültig. Na, meinte er, dann könne mir ja auch nichts dran liegen, zu erfahren, was ein dringendes Telegramm dorthin koste. Ich sagte, das sei ein Irrtum von ihm, denn wenn mir nichts daran liege, es zu erfahren, würde ich nicht fragen. An wen ich denn dort telegraphieren wolle, beharrte er im Fragen. Das würde ich mir erst überlegen, wenn ich den Preis wisse, replizierte ich. Darauf nahm der Beamte kopfschüttelnd ein Buch. Dann noch eins und noch eins und noch eins. Dann legte er sich einen Bogen zurecht und fing an zu rechnen.

Ich gebe nur dann an den Postschalter, wenn ich viel Zeit habe. Andere Leute scheinen nur dann hinzugehen, wenn sie sehr wenig Zeit haben. Diese oft gemachte Erfahrung konnte ich auch diesmal wieder erhärten. Denn in der Schlangenlinie hinter mir fing es an, unruhig zu werden. Man fragte, was ich denn von dem Beamten wolle, und knurrte und murzte, weil man warten mußte, bis ich abgefertigt war. Ich nahm inzwischen eine Zeitung zur Hand und vertiefte mich in ihre Lektüre.

Versteht man, weshalb das die guten Leute in Aufruhr brachte? Wenn ich mit einem geladenen Revolver herumgeführt werde oder wie Scholok ein Schlachtmesser an meinen Stiefelsohlen gewekt hätte, hätte man nicht aufgeregter sein können. Man denke, über ein ganz simples Zeitungsblatt! Namentlich ein Herr im Zylinder zeigte sich sehr ungehalten und rief laut: „Unverschämtheit!“ Ich sah von meiner Zeitung auf und fragte: „Wie, bitte? Meinen Sie mich?“ Er schnarrte zurück: „Jawohl! Sie meine ich!“

Nun konnte ich nicht umhin zu bemerken, daß ich von einem Herrn, der an Wochentagen einen Zylinderhut trage, wohl erwarten dürfte, daß er jemanden, der ihm ganz und gar fremd sei, nicht in seiner Lektüre störe. Um ihm und den übrigen Herrschaften aber zu beweisen, daß ich eine durchaus konziliante Natur sei und nichts übelnehme, erböte ich mich, ihnen die Zeitung vorzulesen, damit ihnen das Warten nicht zu lange würde.

Es mußte wohl an meinem Unglückstag liegen, daß mein Anerbieten ein so wenig freundliches Echo fand. Die Leute fingen unwirsch zu gestikulieren an, und der Zylindermann schwang sich zu ihrem Wortführer auf. Er sagte etwas von Verhögnissen und Zeitwegfehlen und schien besonders pikiert über meine Bemerkung bezüglich seines Zylinders. Ich belehrte ihn dahin, daß, wenn jemand eine im ganzen

Obstident und weit darüber hinaus allenthalben als Festtagshut betrachteten Kopfputz trage, er auch verpflichtet sei, unter dieser seidenglänzenden Behauptung ein Festtagsgesicht aufzusetzen und sich im ganzen Dabitus einer Feiertagsfeier zu befleißigen, die in entsprechender Wechselwirkung zu diesem Symbol der Festesfreude stehe. Auf seinem Antlitz und in seinem Gebaren vermisse ich aber zu meinem tiefen Leidwesen den Abglanz der Feiertagsstimmung, und seine Aufgeregtheit lasse auf eine Disharmonie zwischen seinen wahren Gefühlen und der durch den Zylinder nach außen hin vorgetäuschten seelischen Gehobenheit schließen.

Das unzufriedene Gemurmel brandete immer lauter, und um mich besser verständlich zu machen, stieg ich auf eine, von irgend jemand neben mich hingestellte Kiste. Es war aber, wie gesagt, an meinem Unglückstag, da ich solches unternahm. Deshalb brach der Deckel der Kiste ein, und deshalb stand ich plötzlich bis zu den Knien in Mühe. Aber nicht genug damit, ich tippte auch noch vornüber, und im Fallen schlug ich dem Zylindermann sein Festtagssymbol buchstäblich über die Ohren bis auf die Schultern.

Ein Höllenlärm entstand. Der Bauer, dem die Eierkiste gehörte, lamentierte, der Zylindermann zeterte, Frauen freischten, Jungens lachten, Männer fluchten. Es war fürchterlich. Ich aber betrachtete meine Beinkleider, an denen genug Eierkuchenteig hing, um eine Schuhohndertschaft acht Tage lang rundum satt zu machen. Natürlich mußte ich die Eier bezahlen, und dem Zylindermann sein Festtagssymbol, aus dem zwei mitleidige Herren ihn mittlerweile freigelegt hatten, ersetzen. Der Mißmut, den ich darob empfand, wurde nicht einmal durch die Mitteilung des Schalterbeamten gemildert, daß ein dringendes Telegramm nach Bab el Mandeb 7 M. pro Wort koste. Ich sagte nur, er möge es sich merken für den Fall, daß ich nächstens noch einmal danach fragen käme.

Zu Hause wurde ich trotz der Menge Eierkuchenteig, die ich mitbrachte, gar nicht freundlich empfangen. Meine Frau konnte den Blick nicht von ihm wenden und vergab über ihren Fragen nach seiner Herkunft ganz, auf das Mittagessen zu achten, das total verbrannte. Es war natürlich mein Leibgericht. Wie hätte es auch anders sein können — an meinem Unglückstag!

Goethe und unsere Hausmädchen.

Unser Kösele aus Emmendingen mag ihn nicht. Er ist ihr zu schwer.

Als Büste nämlich. —

Wenn sie ihn von meinem Bücherschrank herunterholt, schimpft sie: „Nuh i den wüschte Kerl scho wieder puka.“

Ich versuche, sie literarisch aufzuklären und sage ihr, der Mann sei der größte Deutsche.

Sie steht den Kopf des alten Herrn von der Seite an: „So, der! Der audt grad dnoch aus.“ —

Um Goethe herauszuhauen, schicke ich das Kösele in den „Faust“. — Am andern Morgen kommt sie zu spät herunter.

„Nun, wie war's, Kösele?“

„Wüsch! Kopfweh han e. Dascht e verrüchts Zeug. Des gadt dem do drobe gleich.“

Sie sah böse nach der Büste.

Ich verteidigte den Alten, sie streitet, sie faucht, sie tündigt. Meine Frau verbietet mir weitere literarische Aufklärung der Hausmädchen. Ich schwöre, daß ich nie mehr eines ins Theater schide. —

Die nächste ist aus Norddeutschland.

Ich staube jetzt meinen Goethe selber ab. Jeden Morgen.

Das Mädchen beschwert sich. — Ob ich glaube, daß es das nicht auch kann! Es wird doch auch noch so eine lumpige Gipsbüste abstauben können. — Überhaupt! — Außerdem sei es zu einem Herrn vom Theater gegangen, weil es dachte, oft ins Schauspielhaus zu kommen. — Damit sei's auch „nisch“. Sie gehe!

Ich hat meine Frau, bis auf weiteres kein Hausmädchen zu engagieren.

Sie machte Krach; ob ich glaube, und so weiter. . .

Dann kam wieder ein Schwabenmädchen, Liesle. Ich putzte meinen Goethe jetzt ganz im geheimen ab. —

Aber eines Tages fand ich das Liesle, wie es die Büste des alten Herrn am Wickel hatte und sie tüchtig mit Seife abbürstete. Sie sagte: „Descht a Schand, wie der so bredet da drobe stobt. Das kann i gar net seha. Descht mei Lieb- lingsdichter, der den „Faust“ gschriebe hat. Sodese!“ —

Das Liesle war also ohne meine Aufklärung literarisch. Was soll ich jetzt machen, wenn es ins Theater will?

Soll ich meinen Schwur brechen? Alfred Auerbach.

Versicherungen gegen Glasen und Drillinge. Der gewöhnliche Sterbliche versichert meist nur sein Leben und schützt sich gegen Feuer und Einbruch, aber er denkt nicht daran, sich nach Möglichkeit gegen alle die Unglücksfälle und Gefahren zu sichern, die ihm aufliegen können. Besondere Schlauberger gehen jedoch in ihrem Versicherungsseifer weiter; sie nehmen Policen gegen Unfälle, gegen Krankheiten usw.; ja, sie würden wohl auch noch weitere Vorsichtsmahregeln treffen, wenn sie bei den Versicherungsgesellschaften auf Gegenliebe stoßen würden. Aber nicht alle Versicherungsgesellschaften sind so großzügig wie das englische Riesenunternehmen von Lloyds, das Policen „gegen alle Risiken des Lebens und alle peiniglichen Möglichkeiten“ ausstellt. Manche der „Risikos“, gegen die man sich hier zu schützen sucht, sind so seltsam und so entlegen, daß selbst die Leute von Lloyds bedenklich und besorgt den Kopf schütteln; aber nur in den größten Ausnahmefällen wird dort ein solches Angebot zurückgewiesen, und — was noch sehr viel mehr bedeutet — die Gesellschaft hat sich noch niemals ihren Verpflichtungen entzogen, auch wenn das Gesetz dazu manche Handhaben bot. Über solche kuriosen Versicherungen erzählt ein Mitglied von Lloyds allerlei in einer englischen Zeitschrift. So ist z. B. bei ihnen ein jetzt 39-jähriger Herr versichert, der 5000 Mark erhält, wenn er in den nächsten 8 Jahren eine Glase bekommt. Versicherungen gegen Zwillinge sind mehrfach aufgenommen worden; aber ein Vorsichtiger kann sogar dem Erscheinen von Drillingen mit Gemütsruhe entgegensehen, denn er bekommt dann 6000 Mark ausgezahlt. Der Mann hat seine guten Gründe, warum er jährlich dafür ein hübsches Stümchen zahlt, denn seine Frau ist ein Drilling und Drillinge sind in ihrer Familie schon öfters vorgekommen. Ein anderer Versicherungsnehmer kann mit 20 000 Mark rechnen, wenn seine Schwiegermutter wieder heiratet. Dieses an und für sich nicht gerade entsehlliche Ereignis wird für ihn unangenehm, weil die Schwiegermutter nach dem Testament ihres ersten Mannes diese Summe bei ihrer Wiederverheiratung von ihrer Tochter fordern kann. Für die Festsetzung der Prämienhöhe gibt es in solchen Fällen natürlich keine Wahrscheinlichkeitsberechnung, sondern es ist eine einfache Lotteriede, die die Versicherung dabei eingeht. Das ist auch bis zu einem gewissen Grade bei den „Regenversicherungen“ der Fall, die zu ganz bestimmten Sähen abgegeben werden. Zahlreiche englische Unternehmungen, deren Geschäfte vom Wetter abhängen, sind bei Lloyds gegen Regen versichert. Ein Vater von 4 Mädchen wird 4000 Mark erhalten, wenn kein 5. Kind sein Junge ist, aber bisher sind bereits 3 Jahre verfloßen, ohne daß ihm ein Junge oder Mädchen geboren wurde. Eine merkwürdige Versicherung nahm ein Kaufmann, der erfuhr, daß auf einem freien Baugelände neben seinem Laden ein großes Geschäftsbaus mit vielen Duzend Läden gebaut würde. Da er fürchtete, daß darunter ein Konkurrenzgeschäft sein könnte, versicherte er sich dagegen mit 16 000 Mark. Aber Lloyds hatten Glück und kein Konkurrent siedelte sich daneben an. Warum jemand eine Versicherung gegen Scheidung nimmt, ist nicht unverständlich; allerdings brauchte er es nicht schon 4 Monate nach der Hochzeit zu tun, wie dies ein junger Ehemann vollbrachte. Ein Geistlicher versicherte sich mit einer Summe von 5000 Mark, falls er nicht innerhalb von zehn Jahren Propst oder Superintendent sei. Bisher ist er es noch nicht, aber er hat noch 6 Jahre Zeit. Doch selbst Lloyds nimmt nicht alle Anträge auf Versicherung an. So wurde kürzlich ein Herr abgelehnt, der sich versichern wollte für den Fall, daß ihn seine Braut nicht heiratete. Nach den Erkundigungen hatte die Dame ein sehr großes Vermögen, aber auch — ein höchst mangelmütiges Temperament.

* Der Druckfehler in der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Die verhängnisvolle Arbeit des Druckfehlerteufels, die ja bekanntlich jeden trifft und dem keiner entgeht, wird am besten erklärt, wenn man sich vergegenwärtigt, daß, um ein Druckwerk vollkommen druckfehlerfrei zu liefern, folgende Bedingungen erfüllt sein müssen: 1. der Verfasser muß das Richtige geschrieben haben; 2. das Richtige auch deutlich geschrieben haben; 3. der Setzer muß in alle Kästen auch richtige Buchstaben geworfen haben; 4. er muß die richtigen Buchstaben greifen; 5. richtig einsetzen, oder beim Maschinensatz darf er sich nicht in der Tastatur vergreifen; 6. muß der Korrektor die Korrekturen richtig lesen; 7. der Setzer muß die Korrektur richtig verbessern; 8. die Überprüfung muß richtig gelesen werden; 9. die in ihr vorgedruckten Fehler müssen richtig verbessert werden; 10. die an diesen Geschäften Beteiligten müssen die nötige Zeit haben, und das ist bei der Schnelligkeit, mit der zum Beispiel eine Zeitung hergestellt werden

muß, nicht immer der Fall. Da nun eine achtsseitige Zeitung etwa 200 000 Buchstaben enthält, so müssen sich die obengenannten günstigen Umstände 200 000mal wiederholen, soll die Zeitung druckfehlerfrei sein!

Der Charons-Flennia. Schon die alten Ägypter glaubten an einen Fährmann ins Totenreich, dem der Dahingekiebene einen Lohn darreichen mußte, und in den Totenbräuchen vieler Völker wird dem Begrabenen eine Münze zu diesem Zweck in den Mund gesteckt. Lucian spricht in seinem 11. „Totengespräch“ von dem Fährmann Charon, dem ein bescheidener Obolus für die Überfahrt nach der Unterwelt gespendet werden muß. Dieser antike Glaube hat sich nun noch bis zum heutigen Tage in dem französischen Gebiet von Auxois an der Côte d'Or erhalten. Wie einem Bericht der volkstündlichen Kommission, die hier die alten Volksbräuche sammelt, zu entnehmen ist, wird dort nach bei jeder Beerdigung dem Toten ein Geldstück in die Hand gelegt, dessen Wert nach dem Vermögen des Verstorbenen verschieden ist. Diese Grabbeigabe heißt „Sou du Caron“, d. h. Charons-Flennia. Es ist dies ein interessanter Beweis dafür, wie lange sich antike Gebräuche im Volksbrauch erhalten können, ohne daß im Volke der Zusammenhang mit dem klassischen Altertum noch irgendwie bewußt bleibt.

Hygiene und Heilkunde

Milieu als Krankheitsursache. In einem gemeinverständlichen Vortrage der Münchener Universität führte Prof. Dr. Hedeel vor einer zahlreichen Zuhörerschaft aus: Unter „Milieu“ sind nicht die Erbanlagen oder die unendlich wechselnden Einflüsse von außen zu verstehen, sondern die gleichmäßigen Einwirkungen von Klima, Wohnung, Beruf u. a. Der kosmische Einfluß der Gestirne, den die Astrologie selbst zu Schicksalsbestimmungen heranzieht, wird trotz mancher Wahrscheinlichkeit wohl stets schwankend bleiben. Auf wissenschaftlicher Grundlage steht aber die Beeinflussung durch die Jahreszeiten. Das soziale Milieu ist am handgreiflichsten; um 1850 betrug die Säuglingssterblichkeit in Berlin bei den obersten Schichten 5 Prozent, bei den Almosenempfängern aber 36 Prozent. Je günstiger die Wohnräume, desto geringer ist die Sterbeziffer und das Siechtum beim Volke. Bei den Oberschichten zeigt sich ein höherer Wuchs und eine größere Form des Kopfes, bei Arbeiterkindern eine Breitenentwicklung als Anpassung gegen Widerstände, das Milieu des Berufs macht z. B. Bäcker überbreit, Kaufleute länger und weniger breit. Auf den Einfluß der Zeit haben Spengler u. a. aufmerksam gemacht, die Kulturgeschichte weist oft in einer Epoche gleichzeitig bedeutende Menschen auf. Das Milieu wird Krankheitsursache durch geographischen Wechsel; hierher gehört die Tropenneurasthenie, verbunden mit Gedächtnisschwund und sexuellen Perverbitäten. In gewissen Zeiten verändern sich die Krankheitsbilder; so trat die Syphilis im 16. Jahrhundert ganz anders auf als heute, die Paratyphie, der Scharlach, die Masern haben heute rückläufige Tendenz. Bekannt ist das Milieu der Massenpsychosen, das wir im und nach dem Kriege an uns selbst erleben. Jede Zeit und jede soziale Schicht trägt seine Krankheiten. Bei den Armutskrankheiten entsteht durch Mangel an Licht, Luft, Vitaminen die Milieukrankheit der Rachitis; bei der Bevölkerung mit Einkommen um 1000 Mark ist die Sterblichkeit dreimal so hoch wie bei der mit großem Einkommen. Durch Milieu werden Verbrechen, Frühreife hervorgebracht; Gicht und Zuckerkrankheiten sind Überflußkrankheiten. Bei Kindern und Jugendlichen hat das Milieu eine erhöhte Bedeutung. Der Hospitalismus, die Kinderpflegfabriken lassen die persönliche Pflege der Mutter vermissen; hier bleiben die Kinder an Körpermaß und geistigen Fähigkeiten zurück und sind widerstandslos gegen Krankheiten und schlechter bedacht als Kinder aus unteren Volksschichten. Die Familie bringt für Kinder ein Milieu, das im guten und schlechten das ganze Leben durchhält. Durch übergroße Liebe entstehen Neurosen, Appetitlosigkeit und Unfähigkeit dem Leben gegenüber. Kinder tragen an dem Zuviel der Fürsorge, sie sind dem Arzte eine Fundgrube für Milieukrankheiten. Gscheidungskinder leiden zumeist ihr Leben lang an dem Konfliktmilieu, Verdrängungsneurosen und organische Leiden sind die Folge. Die Selbständigkeit der Arbeiterkinder steht oft im Gegensatz zu der Angewiesenheit der gesicherten Kinder. An Stelle vieler sozialer Ideologen hat Deutschland eine Tatsache in Zukunft zu beschäftigen: das Wohnungselend. Es ist die Ursache von Milieukrankheiten, Rachitis, Tuberkulose, den Ein- und Zweifamilienfamilien mit allen Folgen für unser Volk. Eine neue Bewegung in der Wohnungsfrage, die von München ausgeht, wurde von Prof. Hedeel angedeutet.